

Philip Hoare

**LEVIATHAN**  
oder  
**Der Wal**

Auf der Suche  
nach dem mythischen  
Tier der Tiefe

Aus dem Englischen von  
Hans-Ulrich Möhring

**mare**

## INHALT

Prolog 11

- I Lotungen 23
- II Am Anfang der Reise
- III Der Pottwal
- IV Ein schmutziges Gesetzeswerk
- V Fernes Land
- VI Versiegelte Order
- VII Der göttliche Magnet
- VIII Ganz wie ein Walfisch
- IX Der rechte Gebrauch des Wals
- X Das Weiß des Wals
- XI Der melancholische Wal
- XII Kalter Krieg um Wale
- XIII Whalwatching
- XIV Am Ende der Welt
- XV Die Jagd

Anmerkungen

Literaturverzeichnis

Abbildungsnachweis

Dank

Register

Dort schläft und schwimmt der Leviathan,  
Der Lebewesen größtes, lang gestreckt  
Über der Tiefe wie ein Kap, und scheint  
Ein treibendes Stück Land, ein ganzes Meer  
Atmet er ein und bläst es wieder aus.

John Milton: *Das verlorene Paradies*

(zitiert auf dem Titelblatt der ersten englischen Ausgabe  
von *Moby-Dick*)



## PROLOG

Du hast mich in die Tiefe geworfen,  
in das Herz der Meere;  
mich umschlossen die Fluten,  
all deine Wellen und Wogen schlügen über mir zusammen.

*Jona 2,4*

Vielleicht kommt es daher, dass ich beinahe unter Wasser geboren wurde.

Ein, zwei Tage vor dem errechneten Geburtstermin besuchten meine Eltern die historische Werft in Portsmouth, wo sie an einer Führung durch ein U-Boot teilnahmen. Beim Abstieg ins Boot innere setzten bei meiner Mutter die Wehen ein und alle dachten erst, ich würde unterhalb des Wasserspiegels zur Welt kommen. Doch dann ließ ich mir Zeit, bis wir heimgekehrt waren in unsere viktorianische Doppelhaushälfte in Southampton mit ihren noch funktionsfähigen Dienerklingeln und ihrer Wendeltreppe aus dunklem Teakholz.

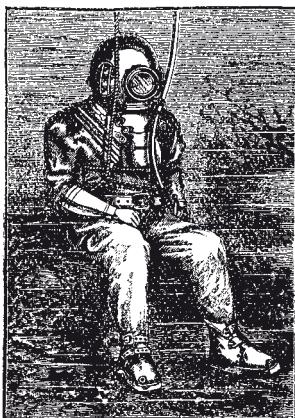
Ich hatte von Anfang an Angst vor tiefem Wasser. Selbst gebadet zu werden war für mich mit Schrecken verbunden (obwohl ich ansonsten kein ängstliches Kind war), denn ich musste an die Geschichten denken, die meine Mutter aus ihrer Kindheit erzählte: Als sie klein war, hatte mein Großvater außen auf die Emaillebadewanne der Familie einen Wal gemalt. Dieses Bild, mit ande-

ren kindlichen Ängsten und Aufregungen verquickt, konnte jederzeit aus den Tiefen auftauchen wie der Riesenkrake in dem Film *20 000 Meilen unter dem Meer* mit seinem insektenäugigen U-Boot *Nautilus*, dem blonden Wuschelkopf Kirk Douglas im gestreiften T-Shirt und seinen futuristischen Tauchern, die auf dem Meeresboden herumliefen, als machten sie einen Strandspaziergang.

Ich musste auch an mein liebstes Strandspielzeug denken, einen grauen Plastiktaucher, der an einem dünnen roten Schlauch im Wasser hing und, silberne Bläschen ausstoßend, an die Oberfläche ploppte, wenn man hineinblies, und darüber fielen mir die Meeresforscher des 19. Jahrhunderts ein, eingeschlossen in gesichtslosen Helmen und vulkanisierten Gummianzügen, die Füße mit Bleistiefeln beschwert.

Und in meinem Kinderlexikon las ich von der Bathysphäre, einer lungenähnlichen eisernen Druckkammer, in der Menschen in den Marianengraben abstiegen, wo glasige Anglerfische ihre Beute mit Leuchttentakeln an der Stirn anlockten, die vor ihren weit aufgerissenen teuflischen Mäulern baumelten. Ich fürchtete mich dermaßen vor diesen Ungeheuern, dass ich nicht einmal die Seiten richtig anfassen konnte, auf denen sie abgebildet waren, und sie an den Ecken umblättern musste.

Das Hallenbad in Southampton mit seinem grünspanigen Dach und seiner Fensterfront wurde beim wöchentlichen Schulschwimmen zu einer Stätte öffentlicher Demütigung und Qual. Auf Kommando entkleidet bis auf die bleiche Haut und, bei älteren Jungen, die spritzende dunkle Behaarung, standen wir dann zitternd in schlecht sitzenden Badehosen auf nassen Kacheln, von



Taucheranzug

denen man sich, hieß es, alle möglichen Krankheiten einfangen konnte. In der Halle, wo alle Geräusche widerhallten und die schwache Wintersonne spöttische Kräusel an die Decke warf, stellten wir uns am flachen Ende auf, um auf Pfiff unseres Sportlehrers, eines borstenhaarigen Mannes mit einer Befehlspfeife um den Hals, ins Wasser zu springen.

Wenn wir drin waren, sollten wir uns am Rand festhalten und mit den Füßen strampeln. Meine Fingerspitzen wurden ganz blau vor Kälte und Klammern, aber ich schaffte es, das Wasser in ausreichendem Maße zum Brodeln zu bringen, auch wenn ich in Wirklichkeit nur versuchte, meine Unbeholfenheit zu verbergen. Dann bekamen wir ein Schwimmbrett, dessen Schaumstoff an den Kanten bröckelte wie altes Brot, und sollten damit zum anderen Beckenrand hinüberschwimmen. Der war für mich so unerreichbar wie Australien und die Belohnung im Fall des Gelingens – ein Aufnäher für die Badehose – so unerringbar wie eine olympische Medaille.

Ich lernte nie schwimmen. Die gebellten Befehle, die Furcht, auf den Kachelboden zu den alten Heftpflastern und Haarknäueln zu sinken, das alles erzeugte zusammengenommen eine unüberwindliche Abwehr. Für mich verband sich Schwimmen nicht mit Vergnügen, sondern mit Anstalten, Krankenhäusern, Wehrdienst und Krieg, wo mir Sachen befohlen wurden, die ich nicht tun wollte. Am Strand redete ich mich immer damit heraus, ich wäre erkältet, wenn meine Freunde ins Meer hüpften. Meine ganze Kindheit und Jugend hindurch lebte ich mit dieser Schwäche und irgendwann drehte ich sogar den Spieß herum und stellte sie als Stärke dar.

Erst als ich mit Mitte zwanzig allein in London lebte, beschloss ich, mir Schwimmen beizubringen. Im kalten East-End-Schwimmbad aus der Zwischenkriegszeit machte ich die Entdeckung, dass das Wasser mich trug. Ich erkannte, was mir gefehlt

hatte: das Zutrauen, dass ich von selbst schwamm. Es war keine Frage der Übung, es war vielmehr die Bereitschaft, sich zu überlassen, zuzulassen, dass etwas anderes mein körperliches Dasein in der Welt bestimmte; von ihr getrennt, war ich doch darin eingebunden. In gewisser Weise war es ein bewusster Neuanfang, eine Art, mich meinen Ängsten zu stellen.

Für den Dichter Algernon Swinburne war das Meer eine gera-dezu sündige Verlockung, was er in seinem einzigen Roman aufdeckte, *Lesbia Brandon*, der an der Südküste der Isle of Wight mit ihren dramatischen Steilfelsen über den Wassern des Ärmelkanals spielt, wo er aufwuchs. In dem Buch – erst 1952 postum veröffentlicht, über vierzig Jahre nach Swinburnes Tod – lernt der junge Held Herbert das Wasser lieben: »... alle Geräusche der See durchtönten ihn, all ihre Lüfte und Lichter wehten und schienen ihn an: Er war landkrank, wenn die See nicht in Sicht war, und in ihrer Nähe fühlte er sich zweimal so lebendig.« Er fordert sogar die Wellen heraus »wie ein junges Seetier ... warf sich an ihre wilde weiche Brust und kämpfte um ihre heftigen Umarmungen, rang mit ihnen wie ein Liebender mit der Geliebten«.<sup>1</sup>

Swinburne, der Sohn eines Admirals, hatte einen malerischen Strand, von dem aus er losschwimmen konnte; ich wuchs in einem Vorort auf der anderen Seite des Solent auf, der Meerenge zwischen dem Festland und der Isle of Wight. In dieser von Docks und Kränen und Werften geprägten Gegend arbeitete mein Vater in einer Kabelfabrik und prüfte dick isolierte Telekommunikationsleitungen, die über den Meeresgrund des Atlantiks liefen, als wollten sie England an Amerika festbinden. In meiner kleinen Kammer auf der Rückseite des Hauses hörte ich morgens bei Nebel die Schiffe tu-ten; nachts gruben rasselnde Bagger eine Fahrrinne für die riesigen Linien- und Containerschiffe, die das Southampton Water befahren. Hier bedeutet das Meer Handel, nicht Erholung. Ein Hafen ist die schiere Rastlosigkeit, ein Umschlagplatz, der nur um des

Umschlags willen da ist. Alles bezieht sich hier aufs Wasser – selbst Sholing, wo ich wohnte, ist eine Verschleifung von *Shore Land*, »Küstenland« –, gleichzeitig jedoch scheint die Stadt das zu leugnen, als ob sie und das Element, dem sie ihre Existenz verdankt, zwei völlig getrennte Lebensbereiche wären.

Heute nehme ich das Wasser anders wahr. Wenn ich kann, schwimme ich jeden Tag im Meer. Fern vom Wasser fühle ich mich beengt; sommers wie winters richte ich mich in meinem Tageslauf nach den Gezeiten. Ich sitze im Strandkies und sehe zu, wie die Fähren aneinander vorbeiziehen, wie sie kurz verschmelzen, bevor sie sich wieder trennen, unterwegs zwischen Irgendwo und Nirgendwo. Weit draußen in denselben Gewässern, die den rot-haarigen Dichter so erregten und die seinen blassen, sommersprossigen Körper trugen, lege ich mich auf den Rücken, auf einer Höhe mit dem Land, und lasse die Wellen über mich gleiten wie eine Decke. Unbehindert, unbeobachtet, sei es im warmen Wasser des späten August oder in der eisigen rauen Dezembersee, lasse ich mich tragen und beobachte, wie mir die Welt mitsamt meinen Kleidern am Strand immer ferner wird.

Manchmal streift mich etwas Schwabbeliges am Bein – einer der Tintenfische, die oft am Ufer angespült werden, wo ihr fleckiges Fleisch und ihre schleimigen Tentakel verfaulen und darunter, neben den harten Papageienschnäbeln, die kalkweiße Schale zum Vorschein kommt, der Schulp. Manchmal spüre ich ein schmerhaftes Stechen, wenn ich mit einer unbemerkten Qualle in Berührung gekommen bin. Und trotzdem schwimme ich immer wieder hinaus, dorthin, wo mich niemand findet, wo Seeschwalben tau-chen und Kormorane treiben und wo ich keine Ahnung habe, was unter mir ist. Ich träume von Leichen auf dem Grund, verschleiert und zugleich bewegt, wie die ertrunkene Frau im Fluss in dem Film *Die Nacht des Jägers*, oder von dem Hai, den ich einmal in einer Bucht in Cornwall vom Steilufer aus zu sehen meinte. Die Art,

wie das Wasser offenbart und gleichzeitig verbirgt, verstört mich noch immer. Es ist eine trügerische und herzlose Geliebte.

Bedenke die List der See – wie ihre schrecklichsten Geschöpfe unter Wasser dahingleiten, zum größten Teile unsichtbar, heimtückisch verborgen unter dem schönsten Azur.<sup>2</sup>

Städte und Zivilisationen steigen auf und gehen unter, aber das Meer ist immer das Meer. »Wir beziehen die Vorstellung des Alters nicht auf den Ozean, noch fragen wir uns wie beim Festland, wie er vor tausend Jahren aussah, denn er war stets gleich wild und unergründlich«, schrieb der Denker Henry David Thoreau. »Der Ozean ist eine Wildnis, die den Erdball umspannt, wilder als ein bengalischer Dschungel und voller von Ungeheuern, und doch schwappt er an die Kais unserer Städte und die Gärten unserer Seebäder.«<sup>3</sup>

Das Meer ist das größte Unbekannte überhaupt, die letzte wahre Wildnis, und es erstreckt sich über drei Viertel der Erde. Seine kleinsten Organismen halten uns am Leben, indem sie uns den Sauerstoff für jeden zweiten Atemzug liefern. Seine Gezeiten und Ufer bestimmen unsere Bewegungen und unsere Grenzen stärker als jeder Staatsvertrag und jede Regierung. Doch wenn wir darüber hinwegfliegen, denken wir uns seine Weite nur – sofern wir überhaupt daran denken – als zu überwindende Distanz. In unserer Überheblichkeit bilden wir uns ein, wir hätten den Ozean genauso gezähmt, wie wir das Land erobert haben.

Trotzdem hat der Mensch ... das Gespür für den ehrfurchtgebietenden Schrecken der See verloren, der ihr seit Urzeiten anhaftet ... Wahrlich, ihr törichten Sterblichen, Noahs Flut ist noch nicht verebbt; sie bedeckt noch immer zwei Drittel unserer schönen Erde.<sup>4</sup>

Wer es einmal gesehen hat, kann es unmöglich jemals vergessen, so wie einer, der es nie gesehen hat, es unmöglich beschreiben kann. Das Meer ist immer in meinem Kopf, es hilft mir, mich auf der Erde zu verorten – selbst in Red Cloud, Nebraska, wo ich einmal an einem heißen Nachmittag nach langem Anstehen in einem Freibad schwamm, einem großen blauen Loch mitten in der Prärie. Es war weiter vom Ozean entfernt, als ich je gewesen war, gleichzeitig aber eine Erinnerung daran. Die gänzliche Abwesenheit des Meeres machte seine Existenz umso eindringlicher fühlbar.

Dem achtlosen Blick mag sein Wasser Tag für Tag gleich erscheinen, doch bei näherer Betrachtung erkennt man darin ein unabhörliches Drama mit unzähligen kleinen und großen Auftritten, aufgeführt am Uferrand oder auf dem offenen Ozean. Es ist in jedem Fall ein Naturschauspiel, ob es sich nun meterhoch erhebt oder still daliegt wie ein glasklarer See, so spiegelglatt, als wäre es gar nicht vorhanden, und die Erde nahtlos an den Himmel anschließt. Wogend und brandend, sich ständig erneuernd und zugleich bewahrend, nimmt es und gibt es mit gleicher Selbstverständlichkeit. Es straft, wie es schenkt. Manchmal scheint es ein lebendiges Wesen zu sein, ein allverschlingender Organismus, durch den die ganze Welt besteht, und doch bekommen wir im Alltag kaum etwas von ihm mit: eine flüchtige Ahnung beim Blick aus dem Auto, dem Flugzeug, einen winzigen Ausschnitt, wie es den winzigen, flüchtigen Sandkörnern entspricht, die wir sind. Und während ich mit dem Fahrrad auf dem Deich stehe und auf mein heimisches Gewässer hinausschau, wie es sich an einem Herbstnachmittag ruhig und grau vor mir erstreckt, wird die Vorstellung noch unwahrscheinlicher, dass hier einst gigantische Geschöpfe an die Oberfläche kamen.

Wale und Delfine sind schon im Southampton Water gefangen und in solchen seltenen Fällen sind natürlich die üblichen Vorkehrungen für Schaulustige getroffen worden. Kleine Tümmlerschwärme besuchen das Mündungsgebiet häufig und beim Spazieren auf den Hafenstraßen kann es einem Besucher aus dem Landesinneren passieren, dass er erfreut und überrascht unweit vom Ufer viele dieser außergewöhnlichen Fische dabei erblickt, wie sie auf dem Wasser tollen und springen, irgendwann verschwinden und an anderer Stelle wieder auftauchen, um mit ihren grotesken Luftsprüngen weiterzumachen.<sup>5</sup>

In den frühen 1970er-Jahren machten wir einen Familienausflug in den Windsor Safari Park, dessen Hauptattraktion ein Schwertwal war. Meine jüngste Schwester, die noch walbegeisterter war als ich, kaufte eine kleine farbig illustrierte Broschüre mit dem etwas verschämt Titel

DELFINE KÖNNEN FASZINIEREND SEIN  
IM WINDSOR SAFARI PARK

Auf der Vorderseite war ein grinsender Flipper zu sehen, auf der Rückseite eine Reklame für Zigaretten Marke Embassy Regal, die von »herausragender Qualität« seien, wie man uns verhieß.

»Es wird Ihnen gefallen und Sie unterhalten«, hieß es in dem Heftweiter, »ein paar Fakten und Zahlen« zu erfahren, »die Ihr Wissen erweitern und Ihren Spaß an der Darbietung noch steigern könnten. Vielleicht möchten Sie auch selbst ein paar Fotos machen – fotografieren Sie, so viel Sie mögen!«

Nach Schnappschüssen von Tieren, die sich am Beckenrand reckten, als nähmen sie an einem Schönheitswettbewerb teil, oder wie Akrobaten in die Luft sprangen, erschien ein neuer Darsteller im Programm:

»Er wächst 30 Zentimeter im Jahr«, lasen wir – eine Tatsache,



die selbst in Anbetracht des großzügig bemessenen Beckens vor uns schlimme Befürchtungen aufkommen ließ –, »und mit nur viereinhalb Jahren ist er 4,90 Meter lang, wiegt eine Tonne und frisst zwischen 70 und 90 Pfund Heringe am Tag.«

Er wurde eigens für den Windsor Safari Park 1970 vor der Küste Nordamerikas gefangen und in einem Spezialkasten, in dem er zur Kühlung permanent mit Wasser besprüht werden konnte, mit einer Boeing 707 nach London geflogen. Schließlich wurde er per Laster und Kran in das Delfin-Trainingsbecken transportiert und war nach kurzer Zeit so weit, mit seinem Trainingsprogramm zu beginnen.

Erst später sollte ich erfahren, dass gefangene Wale das Fressen verweigern und so lange zwangsernährt werden, bis sie ihren Widerstand aufgeben. Ich war mehr an dem Spektakel interessiert, das ich gleich erleben sollte.

Ich kann mich nicht an Ramus Einzug in das Becken erinnern (meine Schwestern schon), doch als es erschien, dieses schnittige,

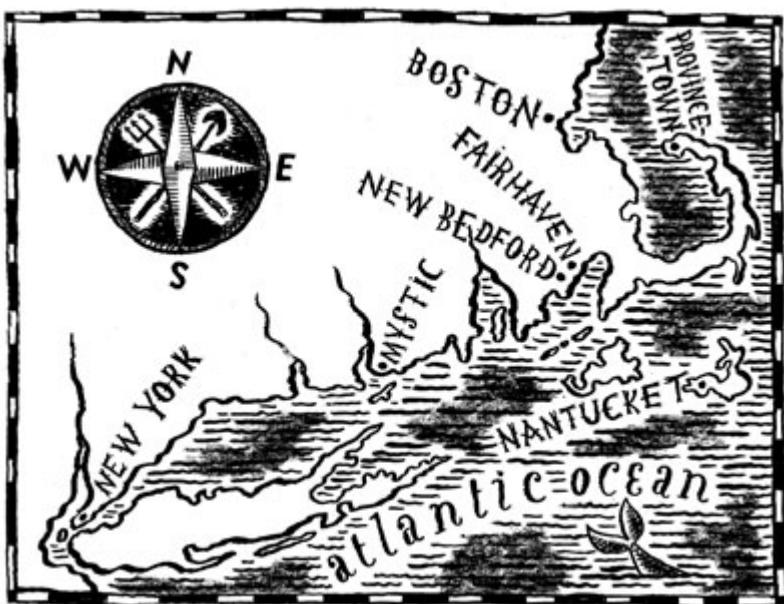
starke Tier mit seiner schönen schwarz-weißen Zeichnung, war es, als ob seine glänzende Haut mit dem Chlor gebleicht worden wäre, das dem Wasser im Becken seine türkisblaue Farbe gab: ein blasser Abklatsch des Ozeans fern dieser zoologischen Haftanstalt.

Der Schwertwal absolvierte sein Pensum und gehorchte den Anweisungen seines Trainers wie ein dressierter Hund. Als er in die Luft sprang und mit einem Platschen landete – und dabei das gebannte Publikum auf den Manegenplätzen dieses Orcazirkus nass spritzte –, war es wie ein Schlag, den ihm die Gefangenschaft versetzte. Seine stolze Rückenflosse hing schlapp zur Seite.

»Hier in ihrem Becken in Windsor«, versicherte uns die Broschüre, würden die Akteure »sehr viele Jahre länger leben als im Meer, zur Freude und Unterhaltung ihrer Besucher«. Nach zwei Jahren war Ramu für sein Aquarium zu groß geworden. 1976 wurde er an die Seaworld in San Diego verkauft, wo er den neuen Namen Winston bekam, vier Nachkommen zeugte und zehn Jahre später an Herzversagen starb – einer von über zweihundert Schwertwalen, die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts in der Gefangenschaft ihr Leben ließen.

Nach Hause zurückgekehrt, malte ich ein Bild des Orcas in mein Tagebuch und verzierte die Seite. Doch es gab bereits andere Einträge dort, neue Leidenschaften. Ich vergaß die Wale und beschäftigte mich anderweitig.





# I

## LOTUNGEN

Der vordringlichste dieser Beweggründe war die überwältigende Vorstellung vom großen Wale selbst. Solch ein unheilträchtiges und geheimnisvolles Ungetüm erregte meine ganze Neugier.

*Moby-Dick<sup>1</sup>*

**E**s war mein erster Besuch in Amerika. Es war Januar und ich kannte niemanden in New York. Eisige Winde bliesen durch die Häuserschluchten. Krank vor Heimweh und Alleinsein, fuhr ich mit der Subway bis zur Endstation. Am Bahnhof Coney Island zeichneten sich merkwürdige Silhouetten gegen den Himmel ab, wie Gerippe der Hochhäuser von Manhattan, die ich gerade hinter mir gelassen hatte: eine vielkurvige Achterbahn in Winterruhe und ein anderes Vergnügungsgerät, das wie ein riesiges gynäkologisches Instrument aussah. Ich begab mich zum Aquarium und wanderte durch die leeren Räume, betrachtete schaudernd die mit Fischen gefüllten Becken. Eine Kläglichkeit hing in diesem Schauhaus außerhalb der Saison, ein Gefühl der Verlassenheit, das von der ausgestorbenen Promenade mit dem Meer davor hereinwehte.

In die weiße Wand war ein dickes Beobachtungsfenster eingelassen, das den Tonnen von Wasser standhielt. Es erinnerte mich an die Bullaugen in den Bädern Southamptons, an die Kinder ihr käsiges Fleisch pressten. Durch diese trübe Scheibe jedoch war et-

was zu sehen, das wesentlich gespenstischer war: ein Weißwal oder Beluga, in voller Länge aufrecht im Wasser stehend, als wollte er mich begrüßen. Vom knubbligen Kopf bis zur stummeligen Fluke muss dieses geisterhafte Walkind, das mich mit durchdringendem Blick fixierte, dreieinhalb Meter lang gewesen sein.



So deplatziert dieser Wal in New York auch wirkte, er hatte historische Vorläufer. 1861 hatte Phineas T. Barnum ein Belugapaar in sein American Museum am Broadway gebracht. Die Wale, sieben und fünfeinhalf Meter lang, waren vor Labrador aus dem

Wasser gefischt und in hermetisch abgeschlossenen und mit Seetang ausgekleideten Kästen nach Süden transportiert worden. Ihr Kellerbecken war 17,60 Meter lang und 7,60 Meter breit, aber nur 2,10 Meter tief und mit Süßwasser gefüllt. Sie schwammen darin wie ein Liebespaar, obwohl selbst ihr Besitzer glaubte, dass ihr Glück nur von kurzer Dauer sein würde. »Dies ist eine echte ›Sensation‹«, staunte die *New York Tribune* und malte sich aus, Barnums Unternehmen werde »nicht bei Weißwalen haltmachen. Es wird Pottwale und Meerjungfrauen umfassen und überhaupt alle Absonderlichkeiten, die schwimmen, fliegen oder kriechen, bis das Museum ein großer Mikrokosmos der tierischen Schöpfung sein wird.«<sup>2</sup>

Dieses lebhafte Interesse an Walen, wie es auch in Philip Brannons Bericht vom Southampton Water zum Ausdruck kommt, war eine viktorianische Mode, eine zeittypische Verbindung von Wissenschaftsgeist und normaler menschlicher Neugier. In England wurden lebende Wale an Aquarien in Manchester und Blackpool geliefert (eine Tümmlerschau musste allerdings geschlossen

werden, weil man befürchtete, das schamlose Treiben der Akteure könnte gewisse feine Empfindsamkeiten verletzen) und im September 1877 traf ein Weißwal in Westminster ein, im Zentrum der größten Stadt der Welt. Das 2,90 Meter lange Exemplar war ebenfalls, zusammen mit zehn anderen, vor Labrador gefangen worden, wo es bei Flut gestrandet und mit einem Netz geborgen worden war. Damit begann seine lange Reise nach London.

Von Montreal aus, wohin ihn eine Schaluppe in einem schmalen Kasten beförderte, fuhr der Wal mit dem Zug nach New York, was zwei Wochen dauerte. Das Tier verbrachte sieben Monate im Sommeraquarium von Coney Island und dort »nahm es die Angewohnheit an, im Kreis zu schwimmen«, bevor es aus seinem Becken geholt und von einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der *Oder*, nach Southampton verschifft wurde. Während der Überfahrt lag es in einer mit Seetang gepolsterten Holzkiste an Deck und wurde alle drei Minuten mit Salzwasser befeuchtet. Trotz solcher intensiven Pflege hatte der Wal bereits begonnen, von seiner eigenen Speckschicht, dem Blubber, zu zehren.

In Southampton wurde der Weißwal in einen offenen Güterwagen der South-Western Railway umgeladen, um zum Bahnhof Waterloo und von dort zu seinem endgültigen Bestimmungsort zu gelangen, einem 13,50 Meter langen, 6 Meter breiten und 1,80 Meter tiefen Eisentank im neugotischen Royal Aquarium, das wenige Jahre zuvor gegenüber dem Parlament gebaut worden war. Der Wal musste zwei Stunden warten, bis der Tank voll war. »Er hatte still in der Kiste gelegen und alle 23 Sekunden geatmet. Er schlug schwach mit dem Schwanz, als er spürte, wie die Kiste bewegt wurde. Er plumpste seitlich ins Wasser und sank auf den Grund wie ein Stück Blei.« Dem Tier wurden drei Stunden Ruhe gewährt, bevor das Publikum »in Scharen« eingelassen wurde, um es von einer eigens erbauten Tribüne in Augenschein zu nehmen.

Für die *Times* war das nicht die richtige Art, einen Wal zu be-

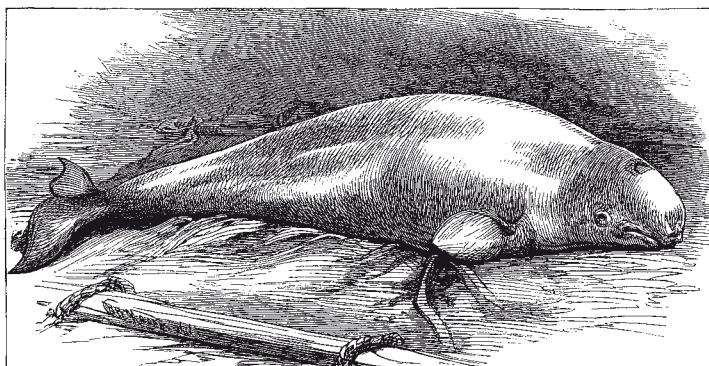
handeln. »Es ist unwahrscheinlich, dass er lange in Süßwasser überleben wird, auch wenn er in Abständen von zehn bis hundert Sekunden zum Atmen nach oben kommt und manchmal das Wasser durch das breite Nasenloch ausstößt, das er mitten auf der Stirn hat. Laute Stimmen oder Arbeitsgeräusche veranlassen ihn gelegentlich, zwei Minuten am Stück unter Wasser zu bleiben.« Der Weißwal wurde mit lebenden Aalen gefüttert, doch es fiel auf, dass seine hohe Rückenwölbung, »die rund und prall von Fett sein sollte«, steil abstand.

»Sollte er den widrigen Bedingungen des Lebens in dieser Stadt erliegen, wird sich diesem Ungetüm kein Fischbein entnehmen lassen«, fügte die Zeitung hinzu. »Auch ist der Weißwal nicht sehr reich an Speck. Aber aus seiner Haut werden sich Wallederstiefel machen lassen.«<sup>3</sup>

Die *Times* hatte recht mit ihrem Verdacht, wenn auch nicht mit der Zuschreibung des Geschlechts. Wie im Delirium schwamm der Wal – der in Wirklichkeit ein Weibchen war – in einem fort rasch im Tank auf und ab und stieß mit dem Kopf an die Wand. Nachdem er sich davon »etwas erholt hatte, schwamm er wieder mehrmals im Tank im Kreis, rammte abermals das Ende des Tanks, drehte sich auf den Rücken und starb«.<sup>4</sup>

Doch damit war das schändliche Schauspiel noch nicht vorbei, denn die Leiche wurde aus dem Tank geholt und am nächsten Tag öffentlich ausgestellt. Ein Gipsabdruck wurde genommen und von bedeutenden Biologen und Ärzten eine Nekropsie durchgeführt. Sie stellten fest, dass der Wal alles andere als verhungert war, sondern einen vollen Magen gehabt hatte – allerdings auch einen extremen Blutstau in den Lungen. Dass das Tier bei der Fahrt über den Atlantik auf dem offenen Deck gestanden hatte und regelmäßig mit Wasser übergossen worden war, hatte weniger lebensverlängernd gewirkt als vielmehr durch die Verdunstung zur Abkühlung geführt, sodass es sich erkältet hatte.

Das öffentliche Ableben des Wals in Westminster zog Reaktionen von hochgestellten Persönlichkeiten nach sich. Bischof Claughton von St. Albans, im Nebenberuf Dichter, klagte, dies sei »das Geschöpf, von dem der Psalmist sagt, der große Schöpfer habe es in sein Element gesetzt«<sup>5</sup>, und der Mensch habe nicht das Recht, es dem zu entreißen. William Flower vom Royal College of Surgeons – er sollte später der erste Direktor des Natural History Museum werden – hatte der Nekropsie beigewohnt und hielt dem entgegen, die »angeblichen Spuren schlechter Behandlung« an seinem Körper »entstanden dadurch, dass die Aale im Tank nach seinem Tod die Flossenränder anknabberten«. Professor Flower gab an, die ganze Vorgehensweise sei durch die »daraus gezogene wissenschaftliche und allgemeine Erkenntnis«<sup>6</sup> gerechtfertigt. Allerdings hatte seine eigene Lehranstalt von der Spende der inneren Organe profitiert, von denen »sehr interessante Präparate«<sup>7</sup> zu erwarten standen.



*Der tote Wal im Royal Aquarium*

Auch Barnums Wale in New York waren längst von dem ihnen prophezeiten Schicksal ereilt worden. Als Opfer ebenso unzulänglicher Bedingungen, vergleichbar mit in Plastiktüten heimgetragenen Jahrmarktfischen, waren auch sie nach wenigen Tagen ge-

storben – nur um so lange von immer neuen Exemplaren ersetzt zu werden, bis das Museum 1865 abbrannte. Versuche, den letzten Weißwal zu retten, hatten keinen Erfolg und schließlich schlug ein mitleidiger Feuerwehrmann die Tankscheibe mit einem Haken ein. »So wurde der Wal lediglich zu Tode gebraten, statt die langwierige Qual des Kochens erdulden zu müssen.«<sup>8</sup>

Angesichts des gefangenen Wals auf Coney Island verspürte ich für meinen Teil eine Mischung aus Faszination und Mitleid. Er war so fehl am Platz wie ein Tiger in einem New Yorker Apartment. Das Tier hätte frei in arktischen Gewässern schwimmen sollen. Stattdessen war seine makellos weiße Haut von der Gefangenschaft angegriffen, ganz als ob die Grünalgen auf den Glasscheiben auch sie verunreinigt hätten. Die Stille an diesem Nachmittag und an allen noch vor ihm liegenden Nachmittagen hatte es verstummen lassen. Normalerweise ist der Beluga von allen Walen der ruffreudigste und wird von Seeleuten als der Kanarienvogel des Meeres bezeichnet; dieser hier war eingesperrt wie ein zahmer Singvogel. Wie er da so hing, dieser grau verschleierte Büßer gar

nicht von ihm begangener Sünden, führte ich die Hand an das dicke Glas, als könnte es einen Austausch zwischen uns geben. Ich wartete darauf, dass er eine Flosse hob. Als er das nicht tat, wandte ich mich ab, weil ich seinen Blick nicht länger ertragen konnte.

Nach einigen Jahren in London wurde die Stadt bedrückend für mich. Manchmal war mir zumute, als ob der ganze Himmel ein Meer wäre und wir Städter lediglich Gründler, niedergehalten von sei-



nem gewaltigen Druck auf unseren Wegen zwischen den Höhlen und Felsen der Straßen. Ich wohnte am Strandrand, in Sichtweite der Docklands, und konnte über die Jahre dabei zusehen, wie die Wolkenkratzer geradezu naturwüchsrig dem Londoner Lehm entstiegen wie Kristallstalagmiten im Marmeladenglas eines experimentierenden Schuljungen. Nachts träumte ich, dass das Hochhaus, in dem ich wohnte, von den Wassern der erwarteten Sintflut umspült wurde und dass ich von meinem Domizil im achten Stock auf die Wale und Haie hinabblicken konnte, die unten ihre Runden zogen. In anderen Träumen sah ich einen ummauerten Hafen und Massen von gefangenen Meerestieren, die sich darin drängten und alles versuchten, um irgendwie zu entkommen.

Eine Stadt, der mein ganzes Wünschen und Sehnen als jugendlicher gegolten hatte, fühlte sich jetzt wie ein Virus an, mit dem ich mich infiziert hatte, und obwohl ich ihn, wie eine in Schüben wiederkehrende Malariaerkrankung, niemals gänzlich loswerden konnte, war ich im Begriff, nach und nach und Stück für Stück mein altes Leben hinter mir zu lassen. Dann starb mein Vater, meine Mutter blieb allein zurück und auf einmal hielt ich mich wieder öfter daheim in Southampton auf. Irgendwie tröstete mich das über Schmerz und Verlust hinweg, über das Kappen anderer emotionaler Bande. Ich war ausgesetzt, ankerlos – doch ich fühlte auch eine Art Annäherung, eine Gegenseitigkeit. Das war die heilende Wirkung des Alten, doch ich sah es nun mit anderen Augen.

Statt des baumlosen Ausblicks aus dem achten Stock tägliche Abstecher an die Küste; statt der harten Kanten der Stadt unendliches Grün und Blau; statt watschelnder flohgeplagter Tauben schwarz-weiße Austernfischer, die bei Ebbe pickend über den Strand spazierten. Meine Augen gingen mit der Erleichterung ins Weite, die man empfindet, wenn man aus dem Zugfenster bis zum Horizont schaut und nicht sofort auf Hauswände starrt. Statt abergläubisch Pennys von der Straße aufzuheben, suchte ich den Strand

nach Lochsteinen ab, die garantiert Hexen abwehren, und häufte so viele davon zu Hause auf meiner Kommode auf, dass ich immer wieder kleine Lawinen auslöste. Und ich blickte aufs Meer hinaus, wo die Transatlantikschiffe dahinfuhren wie Fitzgeralds unablässig in die Vergangenheit zurückgetriebene Boote, und wartete auf eine zweifelhafte Zukunft wie der Mann, der vom Himmel fiel.<sup>9</sup> So tröstlich das Wasser einerseits war, machte es mich in meinem vorstädtischen Exil andererseits manchmal ganz rastlos.

Fünf Jahre nach meinem ersten Besuch in Amerika nahm ich einen Zug von der Penn Station in New York nach Boston. Auf einer Neuenglandkarte, die ich mir am Kiosk gekauft hatte, verfolgte ich meine Route an der Küste entlang mit. Der Name selbst, *Neu-England*, klang romantisch, optimistisch, vertraut und fremd zugleich. Die Namen auf der Karte evozierten das Land, aus dem ich kam – Manchester, Norwich, Warwick –, derweil Manhattan abgelöst wurde von greller Sonne und breiten Stränden und picknickenden Familien, die den hinter ihnen vorbeisausenden Zug anscheinend gar nicht wahrnahmen. Am Ende der Zugfahrt spazierte ich zum Hafen hinunter, bestieg die Fähre und sah Boston hinter etlichen kleinen Inseln verschwinden. Dazu läutete eine Glocke, die an einer Boje befestigt war, »mehr erfüllt von Trauer um das Vergangene als von Ermahnungen für die Zukunft, und niemand hört sie, ohne an die Seeleute zu denken, die tief unter ihr auf dem Grunde des Meeres schlafen«<sup>10</sup>. Vor mir lag eine Fahrt von vielen Seemeilen. Ich wusste nicht, was ich am Zielort zu erwarten hatte, aber als das Boot anlegte, schienen alle anderen zu wissen, wo sie hinwollten. Also folgte ich ihnen, nach Provincetown hinein.

Cape Cod krümmt sich in den Atlantik wie der Schwanz eines Skorpions. Es ist neues Land, das erst vor 15 000 Jahren von kilometerdicken Gletschern geformt wurde. Die noch jüngeren inneren Küsten haben ihren Sand von der äußeren Seite des Kaps, so-

dass der Verlust dort zum Gewinn hier wird wie bei einer Eieruhr. Dies ist auch der Friedhof des Atlantiks. An seinen Stränden die Spuren von Katastrophen: ganze Wracks unter dem Sand begraben, Masten, die aus den Dünen ragen, menschliche Hände dazu. Guglielmo Marconi, der Pionier der drahtlosen Kommunikation, der seine Funkstation an ebendieser Küste errichtete, glaubte, er könne mit seinem Antennenwald im Strandhafer die Stimmen ertrunkener Männer auffangen, die noch im Äther hingen.

Cape Cod ist weniger das Ende des Festlands als der Anfang des Meers. Für Thoreau, der hier vor 150 Jahren umherging, war es ein Ort, »wo alles sanft in Zukunft zu entschlummern schien«<sup>11</sup>. »Ein Mann kann dort stehen und ganz Amerika hinter sich lassen«, schrieb er.<sup>12</sup> Aber hier fing es auch mit Amerika an. Vor 400 Jahren gingen die Pilgerväter auf dieser sandigen Landzunge zum ersten Mal an Land, nicht am Plymouth Rock, so wie sie auch von Southampton in See stachen und nicht von Plymouth in Devon. Statt des Utopia, das sie suchten, fanden die Exilanten »eine grässliche und einsame Wildnis«<sup>13</sup>. Sie ahnten nicht, dass die Ureinwohner schon seit Jahrtausenden auf diesem Kap lebten.

Nachdem sie einen Monat lang im Sand herumgestapft waren, war es für die Pilgerväter ausgemacht, dass Cape Cod nur für Fische und Heiden taugte. Provincetown wurde eine Kolonie von Gesetzlosen außerhalb ihres puritanischen Einflussbereichs und sein Ruf schlug sich in



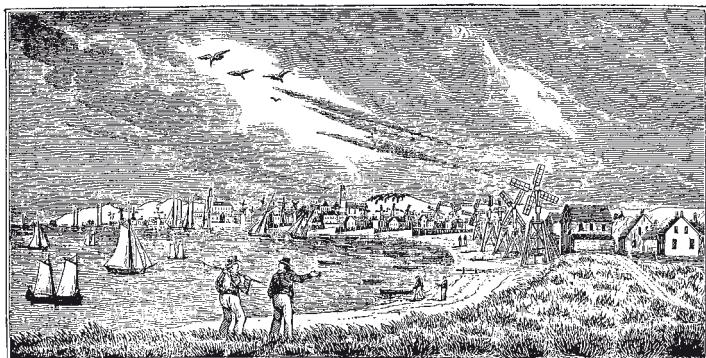
seinem Spitznamen nieder: Hell Town. Von Piraten, Krieg und Revolution gebeutelt, standen Ende des 18. Jahrhunderts immer noch nur eine Handvoll Häuser hier. Bald jedoch erlebte dieser streitfreudige, halblegale Hafen seinen größten wirtschaftlichen Aufschwung – und den verdankte er dem Wal.

Die Pilgerväter hatten ihren Mangel an Waffen beklagt, als sie sahen, wie viele breitbuckelige, träge Wale sich in der Cape Cod Bay tummelten. Es war, als lägen die Tiere dort vor Anker. Hunderte »spielten ganz nahe bei uns, sodass wir, wenn wir die Mittel und Wege dazu gehabt hätten, an dieser Örtlichkeit einen reichen Ertrag von ihnen hätten haben können«.<sup>14</sup> Anders als die Indianer, die Wale zur eigenen Ernährung jagten, wollten die Europäer mit solchen Tieren Profit machen und hatten das seit den Fahrten der Basken nach Labrador so gehalten.

Um die Zeit, als die *Mayflower* auslief, brachen andere Schiffe von niederländischen Häfen auf, um in der Arktis kommerziellen Walfang zu betreiben. Zwei Männer der *Mayflower*-Besatzung hatten vor Grönland Wale gejagt und schätzten, dass sie an den Beständen in der Cape Cod Bay 4000 Pfund verdient hätten. Allein die Wale hatten die Pilgerväter anfänglich bewogen, Provincetown als Siedlungsstadt in Betracht zu ziehen, und wie Cotton Mather festhielt, wurde Tran der Haupthandelsartikel ihrer Kolonie. Die *Mayflower* selbst wurde als Walfangsschiff in Dienst genommen und befuhr die Bucht von Plymouth aus.

Auch Provincetown stürzte sich mit Feuereifer auf den Walfang. 1737 liefen zwölf Walfänger von dort in die Davis Straits aus. 1846 war Provincetown bereits der Heimathafen von mehreren Dutzend Schiffen. Wenn Familien wie die Cooks, denen acht Häuser in einer Reihe am Ostende des Ortes gehörten, aus dem Fenster schauten, sahen sie ihre Schiffe vor ihren Grundstücken liegen, wie heute die Autos in den Auffahrten parken. In dem heutigen vornehmen Feinkostgeschäft verkauften die Cooks früher

Schiffsbedarf. Nebenan wurden Harpunen und Lanzen geschmiedet und auf einer blauen Gedenktafel an einer anderen Hauswand ist »David C. Scull, der Ambra-König« verewigt. Später stiegen die Azorer und Portugiesen in den großen Stockfischhandel des Ortes ein. Ihre Nachfahren leben noch heute hier, abzulesen an Namen wie Avellar, Costa, Oliveira und Motta sowie am jährlichen Flottensegen, zu dem sie ihre Fischerboote mit Fahnen schmücken und eine bekleidete Petrusstatue zum Hafen hinuntertragen.



*Blick von Nordosten auf Provincetown, Massachusetts*

Ende des 19. Jahrhunderts kamen auf Dampfern von Boston und New York auch andere Besucher, »Sommergäste«, darunter Künstler und Schriftsteller. Was sie anzog, war das klare Licht, das um die Halbinsel spielt wie abgestrahlt vom Reflektor eines Fotografen, aber auch die Abgeschiedenheit. Provincetown blieb ein heikler, nicht ungefährlicher Posten. In dem als Portland Gale in die Geschichte eingegangenen Sturm von 1898 ertranken 500 Menschen und wurden viele Kais zerstört. Auf der sandigen Landspitze Long Point gelegene Häuser gaben sich nach Jahrzehntelanger Geigenwehr den Stürmen geschlagen und wurden auf Flößen aus alten Fässern im Ganzen über die Bucht befördert, um Zuflucht an ruhigeren Gestaden zu finden. Die Journalistin und Aktivistin Mary

Heaton Vorse schrieb: »Provincetowner haben so viel Lebenszeit auf dem Meer in Schiffen zugebracht, dass ein Haus für sie eine Art Landschiff darstellt oder ein spezielles Hausboot, auf das die üblichen Regeln für Häuser nicht zutreffen.«<sup>15</sup>

Nach und nach ließ sich die Stadt widerwillig zähmen. Abwasserrohre wurden gelegt, Straßen gepflastert und das inselartige Stück Land überhaupt erst auf dem Landweg zugänglich gemacht. »Für einen Binnenländer ist die Landschaft des Kaps ein ständiges Verwirrspiel«, schrieb Thoreau.<sup>16</sup> Je nachdem, wo der Sand hinweht und sich sammelt, wandelt sich der Ort, sodass man nie ganz sicher sein kann, wo Süden oder wo Westen ist. Noch heute ist er eine Welt für sich, ein Anhang zur Landkarte, ein Anhang zu Amerika. Im Sommer sprudelt er über vor Leben und seine Geschäftsstraße wird zum Tummelplatz von Familien auf Tagesausflug und Dragqueens, bevor sie sich am Stadtrand verläuft, früher kenntlich an einem in den Boden gerammten Walkiefer und heute an Joshs Autowerkstatt und einigen verstreuten Strandhütten wie aus einem Edward-Hopper-Gemälde. Draußen auf dem Wasser dagegen ebbt der Lärm ab wie eine verklingende Saite und an seine Stelle tritt das Auf und Ab der See.



Erst am letzten Tag vor meiner Abreise aus Provincetown fuhr ich zum ersten Mal Wale beobachten. Ich weiß noch, wie kalt es war, als das Boot die Bucht verließ und die Landwärme von einer eigenen Meeresbrise vertrieben wurde. Derweil beschrieb uns der Führer die Geografie der unter uns liegenden Stellwagen Bank. Er erzählte, dass Fischer mit dem Schleppnetz Mastodonknochen vom Meeresgrund heraufgeholt hatten; dass diese Gewässer zu den fischreichsten der Erde gehörten; dass sie von den meistbefahrenen Schifffahrtsrouten im Atlantik gekreuzt wurden. Auf einer Schautafel hinter ihm zeigte er uns die Tiere, die wir vielleicht zu Gesicht bekommen würden. Ich betrachtete ihre unglaublichen Gestalten in der Broschüre, die er verteilte. Sie kamen mir so unwirklich vor wie die Dinosaurier in den Büchern, die ich mir als Junge aus der Leihbücherei geholt hatte.

Da schrie jemand:

WAL!

und in mittlerer Entfernung glitt ein kolossal grauschwarzer Schemen aus dem Wasser und war gleich wieder verschwunden. Ehe ich mich versah, tauchten die Wale vor uns auf, bliesen geräuschvoll ihre Dampffontänen in die Luft, wiegten sich in den Wellen. Einige Meter entfernt warf sich ein junger Buckelwal aus dem Wasser und präsentierte seine weiße Unterseite, die gefürchtet war wie eine riesige Gummimuschel. Es war ein harter Schnitt auf eine Nahaufnahme von etwas, das es nicht geben konnte: einen fliegenden Wal.

Ohne an die Kinder ringsum zu denken, entfuhr mir unwillkürlich ein »Fuck!«. Andere Wale warfen ihre Schwänze in die Luft und klatschten mit ihren Flossen auf das Wasser, als wollten sie sich gegenseitig, oder uns, Zeichen geben. Vor meinen Augen erschienen immer mehr Tiere, wie herbeigerufen von einem verborgenen Zirkusdirektor. Ich staunte über ihre mitreißende Kör-

perbeherrschung und die Eleganz, mit der sie sich in ihrem Element bewegten. Ich beneidete sie darum, dass sie immer schwammen; dass sie immer frei waren.



Jeden Sommer kommen Buckelwale in den Golf von Maine. Sechs Monate fasten und paaren sie sich in den warmen, aber nährstoffarmen Gewässern der Karibik und säugen ihre Kälber mit Milch, die einen sahneartigen Fettgehalt hat, bis es so weit ist, dass sie die jährliche Reise nach Norden antreten. Auf Strecken, die erstmals von ihren Vorfahren vor Jahrtausenden zurückgelegt wurden, orientieren sie sich über Tausende von Kilometern an uralten unsichtbaren Zeichen, bis sie vor der nordostamerikanischen Küste auftauchen, wo der warme Golfstrom auf den kalten Labradorstrom trifft und in dem dadurch entstehenden Auftrieb Nährstoffe vom Meeresboden emporgefördert werden.

Hier in den graugrünen Wassern wird eine gewaltige Nahrungsquelle in Gang gesetzt. Die Wale laben sich an Sandalen und Heringen und werden dick und rund von der saisonalen Völlerei. Keine zwei Stunden Bootsfahrt von einer der größten Städte der USA entfernt haben diese gigantischen Tiere hier ihren Spaß- und

Spielplatz – ist doch der Buckelwal »der verspielteste und unbekümmerte aller Wale und schlägt im Allgemeinen mehr fröhlichen Schaum und weißes Wasser als sonst einer«<sup>17</sup>. Selbst seine Jäger würdigen diese Vergnugtheit des Buckelwals und haben ihm deswegen den Spitznamen *the merry whale* gegeben, »der lustige Wal«. Dabei ist sein wissenschaftlicher Name kaum weniger markant: *Megaptera novaeangliae*, »neuenglischer Großflügler«.

Fünfzig Tonnen Blubber, Fleisch und Knochen hat dieser Leviathan zu bewegen, wenn er sich mit seinen 4,5 Meter langen Flossen, die knotigen Flügeln gleichen, aus seinem Reich in die Luft schwingt, sodass die Spitze des Schwanzes, dreimal so breit, wie ein Mensch groß ist, kaum noch das Wasser berührt.



Wenn man in der Zeitlupe der Erinnerung das Nachbild betrachtet, das davon im Kopf zurückbleibt, scheint ein springender Wal seinem natürlichen Milieu entkommen zu wollen, dem Element, das ihn, kaum dass er die Oberfläche durchstößt, schon wieder hinabzieht. Niemand weiß letztlich, warum Wale springen. Fast alle Arten, vom kleinsten Delfin bis zum größten Blauwal, tun es auf ihre Weise. Es gibt Rückwärtssprünge, Bauchklatscher, halbher-

zige Hüpfer oder richtige Überschläge. Es kann sein, dass die Tiere damit Parasiten abzuschütteln versuchen – der Aufprall ist so heftig, dass Hautfetzen abgehen, die als Proben für genetische Tests genommen werden können. Es ist nicht vorherzusagen, wann sie springen, aber wenn sie es tun, dann mitunter mehrmals, häufig wenn der Wind auffrischt, ganz als wäre der Wetterwechsel – wie bei Mary Poppins – die Ursache ihres magischen Auftritts. Der Wissenschaftler Hal Whitehead ist der Überzeugung, diese Wasserturner fänden es »angenehmer oder befriedigender, vielleicht auch nur weniger schmerhaft, mit dem Körper auf rauem statt auf glattem Wasser aufzuschlagen«<sup>18</sup>.

Es scheint einleuchtend, dass ihre Kunstsprünge eine energieladene Art zu kommunizieren sind, Demonstrationen physischer Kraft und Überlegenheit, mit denen sie anderen Walen sagen: »Hier bin ich«, und: »Bin ich nicht toll?« Aber wenn man einen Wal aus dem Wasser springen sieht wie einen viel zu groß geratenen Pinguin, ist der erste Gedanke: Er hat Spaß. Die Tatsache, dass Kälber und Jungtiere stärker dazu neigen, stützt diese Vermutung. Möglicherweise geht es den Walen genau wie den Jungen, die in Provincetown Kopfsprünge vom Macmillan Wharf machen: Sie spielen nur und vertrauen dabei blind auf ihre Unsterblichkeit, wenn sie sich von einem Medium ins andere schleudern. Vielleicht bedauern sie uns ja auch, weil wir an die Schwerkraft gebunden sind, und gestatten uns einen kurzen Blick auf ihr wahres Wesen, indem sie sich majestätisch aus dem Ozean erheben.

Der Anblick von Walen in der freien Natur machte mich wieder zum Jungen. Ich erinnerte mich, was mich an diesen exotischen Tieren ursprünglich so fasziniert hatte: ihre schiere Vielfalt, das breite Spektrum ihrer extrem unterschiedlichen Gestalt, Größe und Farbe, vom kleinen Schweinswal bis zu den großen Furchenwalen (benannt nach ihren gefurchten Unterseiten). Hinzu kam noch der mysteriöse Pottwal, von dem ich eine kleine Figur in der

Spielzeugkiste meiner Schwester fand, balancierend auf einer Plastikwelle. Dadurch bevölkerte sich seinerzeit die Wasserwelt, vor der ich solche Angst hatte, mit freundlichen Geschöpfen, einem bunten Stamm weltweiter Vagabunden, mannigfaltig wie Vögel und doch alle vom selben Schlag. Das war es, was mich anzog: ihre Geschlossenheit im Gegensatz zu unserer Versprengtheit. Obwohl wir wie sie Säugetiere sind, stellen sie ein geordnetes Ganzes dar; wir sind ein chaotischer Haufen.

Die Wale oder Cetacea (von griechisch *ketos* über lateinisch *cetus*, »Seeungeheuer«) scheiden sich säuberlich in zwei Unterordnungen. Die Zahnwale (*Odontoceti*), 71 Arten von Fluss- und Seedelfinen, Schnabelwalen, Gründelwalen, Schweinswalen und Pottwalen, ernähren sich von Fischen und Tintenfischen. Die Bartenwale (*Mysticeti*), von denen es mindestens 14 Arten gibt, filtern den Krill und die kleinen Fische, von denen sie sich ernähren, durch ihre Barten.



Die Absonderlichkeit der Barten unterstreicht noch einmal die Andersartigkeit der Wale, die schon im Mutterleib beginnt. Obwohl Bartenwalfötten Zahnnknospen haben, werden diese vor der

Geburt in den Kiefer zurückgezogen und von Auswüchsen aus Keratin ersetzt, einem Faserprotein, aus dem auch die menschlichen Finger- und Zehennägel bestehen. Diese langen, flachen und biegsamen Hornplatten hängen im Halbkreis mit den glatten Kanten nach außen vom Gaumen herab. Sie wachsen ständig nach und werden vom laufenden Spiel mit der Zunge an den Enden zu feinen Fransen verdünnt. Bartenwale nehmen in ihren Kehlsäcken riesige Wassermassen auf, wobei sie sich buchstäblich den Kiefer ausrenken, um die Menge zu maximieren, drücken dann das Wasser mit der Zunge und dem Mundboden wieder hinaus und behalten ihr Futter in den Fransen zurück.

Zahnwale verfolgen ihre Beute im Meer, Fisch für Fisch. Bartenwale sind gewissermaßen Weidetiere und füllen sich wahllos das Maul mit Heringen, Sandaalen und vor allem dem Krill, winzigem Zooplankton, das im Ozean schwimmt wie lebender Staub. Hier in den nährstoffreichen Gewässern um Cape Cod sind sie vorherrschend: vom scheuen Zwergwal und springfreudigen Buckelwal bis zum rundlichen Nordkaper und zum schnittigen Finnwal – dem zweitgrößten Tier der Erde, auch Windhund des Meeres genannt, weil er zwanzig Knoten erreicht und mehr.

Nach dem Blauwal ist der Finnwal (*Balaenoptera physalus*) auch das lauteste Tier, und da Schall sich im Wasser weiter und schneller ausbreitet, kann ein vor der amerikanischen Küste rufender Finnwal von seinen Artgenossen auf der anderen Seite des Atlantiks gehört werden. Seine Paarungsrufe liegen unter der menschlichen Hörschwelle; als sie erstmals von Wissenschaftlern aufgefangen wurden, dachten diese, es wäre das Knarren des Meeresgrunds. Und gleich wird dieses gewaltige Geschöpf – größer als jeder Dinosaurier – unter mir hinwegziehen. Mit einer kaum merklichen Bewegung senkt der Wal seine breite, abgeplattete Schnauze und taucht unter dem Kiel hindurch wie von einem unsichtbaren und geräuschlosen Motor getrieben.

Da stehst du nun ... derweil unter dir, zwischen deinen Beinen so-zusagen, die gewaltigsten Meeresungeheuer dahinziehen, grad so, wie einst im alten Rhodos die Schiffe zwischen den Stiefeln des berühmten Kolossos hindurchsegelten.<sup>19</sup>

Diese eine Bewegung untergräbt meinen Stand im Leben. Mehr als ich es sehe, fühle ich dieses 25 Meter lange Tier unter mir schwimmen. Das Wissen, dass es dort ist, packt mich im Innersten, und etwas in mir will hinterherspringen und mit ihm in eine unergründliche Tiefe tauchen, wo niemand uns jemals finden könnte.

Der Finnwal vollendet sein Manöver, indem er backbords zum Atmen aufsteigt. Anders als Menschen müssen Wale bewusst beschließen zu atmen, sonst wären ihre Tauchgänge nicht möglich. Mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Lungen stößt er die verbrauchte Luft aus, dass es sich anhört wie eine Fahrradpumpe, die von einem Finger zugehalten wird. Es ist ein tiefes Ausatmen, kein Speien von Meerwasser, und wie bei einem Menschen an einem kalten Morgen sieht man den kondensierten Wasserdampf.

Man denkt unwillkürlich an Orgelventile, wenn viele Hundert Liter Luft in der Sekunde aus den Nasenlöchern des Wals schießen und jede ausgestoßene Wolke in der Sonne einen eigenen Regenbogen bildet. Dann wiederholt er den Atemvorgang so lange, bis sein Körper mit Sauerstoff vollgepumpt und er bereit ist, wieder zu tauchen. Es ist eine innere Verwandlung: Die flexiblen Rippen werden eingeklappt, sodass sie die Lungen zusammenquetschen – ein besonderer Schleim bewirkt, dass sie nicht verkleben – und auch das letzte bisschen Luft in Nischen im Schädel des Wals pressen. Diese Technik, verbunden mit dem Herausfiltern von Stickstoff aus dem Blut und den ölf- statt luftgefüllten porösen Knochen, verhindert, dass das Tier die »Taucherkrankheit« bekommt. Der Wal, raffinierter gebaut als jedes Unterseeboot, ist ein konstruktionstechnisches Wunder.



Mit einem letzten mächtigen Prusten stößt der Finnwal eine Mischung aus Luft, Salzwasser und ein wenig Walschleim aus und füllt die Lungen, dann verschließt er seine glänzenden Blaslöcher luftdicht und setzt zum Tauchen an. Die Blasfontäne sprüht mir ins Gesicht wie ein fischwürziger Zerstäuber. Ich bin angeatmet worden und es fühlt sich wie eine Taufe an.

Es fällt schwer, bei Walen nicht romantisch zu werden. Ich habe erwachsene Männer weinen sehen, als sie ihren ersten Wal erblickten. Und auch wenn es falsch ist, Tiere nur deswegen zu anthropomorphisieren, weil sie groß oder klein sind, süß oder schlau, ist es doch nur menschlich, denn wir sind Menschen und sie nicht. Es ist manchmal die einzige Art, wie wir sie verstehen können.

Kein anderes Wesen lebt in derartigen Dimensionen. Einen Wal zu erblicken ist etwas anderes, als einen Spatzen auf einem Stadtbäum oder eine Katze die Straße überqueren zu sehen. Es ist sogar etwas anderes, als eine Giraffe zu sehen, wie sie durch die afrikanische Savanne stakst und sich den Staub aus den schönen Augen blinzelt. Wale stehen außerhalb des Normalen, außerhalb von allem, womit wir im Alltag rechnen. Sie sind weniger Tiere als Teile der Landschaft; der Meerschaft. Wenn sie sich nicht bewegen,

könnte man kaum glauben, dass sie überhaupt lebendig sind. Mit ihrer Größe, ihrer ganzen Existenz sind sie ein Gegengift zu unserem Leben in steinernen Städten. Vielleicht berührten sie mich an diesem Punkt in meinem Leben deshalb so tief: Ich war bereit, die Wale wahrzunehmen, an sie zu glauben. Ich war auf der Suche nach etwas gewesen und ich hatte es gefunden.

Hier gab es ein Tier, das mir als Lebewesen nahe war – es hatte Herz und Lungen wie ich, ähnliche Eigenschaften als Säuger –, aber das gleichzeitig in seiner Körperlichkeit etwas geradezu Übernatürliches hatte. Wale sind sichtbare Zeichen des Meereslebens, das wir nicht sehen können; ohne sie könnten wir meinen, das Meer wäre leer. Und doch sind sie gänzlich wandelbar, traumartig, weil sie in einer anderen Welt existieren, weil sie aussehen, wie wir uns fühlen, wenn wir in unseren Träumen schwimmen. Ohne unsere Projektionen wären sie vielleicht nur eine Spezies unter anderen, eines von vielen Geschöpfen Gottes (wobei natürlich mancher sagen wird, diese Vorstellung sei auch nur eine Projektion). Dennoch hat ihre Existenz für uns etwas Unwahrscheinliches. Wir sind ergebundene Landbewohner mit beschränkten Sinnen. Wale setzen sich über die Schwerkraft hinweg, sie bewohnen andere Dimensionen, leben in einem Medium, das uns auslöschen würde und das unsere irdischen Kapazitäten weit übersteigt. Trotz ihrer Linné'schen Klassifizierung sind sie außerirdische Wesen, die unsichtbaren Magnetfeldern folgen, mit Schallwellen sehen und mit ihren Körpern hören, sie bewegen sich in einer Welt, von der wir nichts wissen. Es sind Tiere vor dem Sündenfall, von paradiesischer Unschuld.

Aber sie haben auch einen schlechten Atem und scheißen rötliches Wasser. Sie fressen hemmungslos Tag und Nacht. Es sind übergroße Tiere, »charismatische Megafauna«, wie die Zoologen abschätzig sagen. Da sie im Ganzen auf keine Waage passen, wurden sie einst stückweise gewogen wie Hammelkeulen. Ihrem Ele-

ment entrissen, fallen sie ihrem eigenen Gewicht zum Opfer, denn sie haben keine Beine, auf die sie sich stellen könnten, und sind völlig hilflos, trotz oder gerade wegen ihrer gewaltigen Größe. (Bei Walen gehen einem schnell die Superlative aus.) Trotz ihrer geballten Leiblichkeit sind sie nicht zu begreifen, ja kaum zu beschreiben. Wir können uns ehrfürchtig um ihre Kadaver versammeln und daran herumschnipperln, aber letzten Endes behält unser Erkenntnisdrang nichts als Knochen übrig, die wenig Auskunft über die wahre Gestalt ihrer lebenden Besitzer geben.

Wale gab es schon vor den Menschen, aber wir kennen sie eigentlich erst seit zwei oder drei Generationen. Vor der Erfindung der Unterwasserfotografie wussten wir kaum, wie sie überhaupt aussehen. Erst nachdem wir die Erde von Raumschiffen im Weltall aus betrachtet hatten, wurde der erste frei schwimmende Wal unter Wasser fotografiert. Der erste Unterwasserfilm von Pottwalen, aufgenommen vor der Küste Sri Lankas, wurde 1984 gedreht; unsere Bilder davon, wie diese gemütlichen Riesen lautlos und elegant durch den Ozean gleiten, sind jünger als der Einsatz von PCs. Wir wussten, wie die Erdkugel aussieht, bevor wir wussten, wie Wale aussehen. Noch heute kennen wir einige Schnabelwale (*Ziphiidae*) nur von Knochen, die an entlegenen Gestaden angespült wurden, weltferne Tiefseetiere, die von Biologen bis jetzt weder lebend noch tot je gesichtet wurden und die so wenig erforscht sind, dass ihr Status »data deficient«<sup>20</sup> ist, das heißt, es sind zu wenige Daten vorhanden. Auch im 21. Jahrhundert werden immer neue Wale identifiziert und wir täten gut daran, nicht zu vergessen, dass es Tiere auf der Welt gibt, die größer sind als wir und die doch noch keines Menschen Auge je gesehen hat; dass nicht alles katalogisiert und vereinnahmt und digitalisiert ist. Dass in den Weltmeeren große Wale schwimmen, die noch keinen Menschennamen tragen.

Im Dezember 2004 berichtete die *New York Times* über einen in

einer Fachzeitschrift veröffentlichten wissenschaftlichen Aufsatz, »Twelve years of tracking 52-Hz whale calls from a unique source in the North Pacific«. Zwölf Jahre hatten Forscher einen Wal verfolgt, der zwischen Kalifornien und den Aleuten vor Alaska herumschwamm und »mit einer Stimme rief, die der keines anderen Wales glich, und keine Antwort erhielt«.

»Der Ruf, möglicherweise ein Paarungssignal, deutet darauf hin, dass das Tier in totaler und unfreiwilliger Vereinzelung lebt.« In dem Beobachtungszeitraum wurde die Tonlage des Wals tiefer, was vermuten lässt, dass er noch im Wachstumsstadium war. Ein Wissenschaftler meinte, er könnte »fehlgeschaltet« sein, das heißt »auf der falschen Frequenz senden, aber die richtige abhören«; ein anderer überlegte, der Rufer könnte das Produkt einer Verbindung zwischen einem Blauwal und einer anderen Art sein »und von daher im wahrsten Sinne einzigartig«.<sup>21</sup>

Solche Geschichten gehen uns zu Herzen, weil wir gar nicht anders können, als Gefühle für diese paradoxen Tiere aufzubringen. Sie ernähren sich von winzigsten Organismen, doch sie müssen große Massen verzehren, um ihre gewaltigen Körper am Leben zu halten. Buckelwale zum Beispiel fressen eine Tonne Fische am Tag, hauptsächlich Sandaale, mit denen sie ihren Durst stillen, weil diese eigene Drüsen zur Salzausscheidung haben und daher süßwasserhaltig sind. Wale leben in den größten Gewässern der Welt, aber sie können nicht trinken.

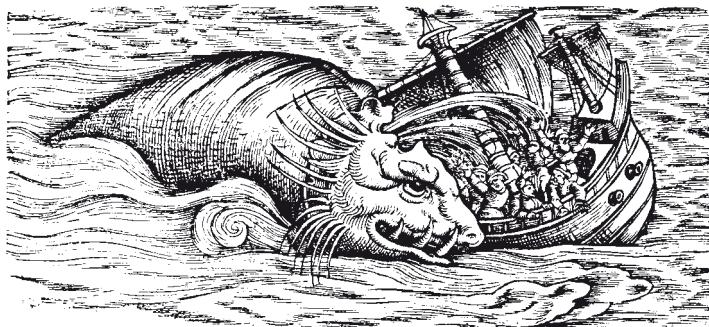
Die optimal an ihre Umwelt angepassten Tiere orientieren sich mittels Schallwellen, sie »sehen« gewissermaßen mit ihnen und erkunden so die Beschaffenheit einer Welt, die uns verschlossen ist. Als Produkte eines anderen Zweigs der evolutionären Auslese scheinen sie eine höhere Daseinsstufe erklimmen zu haben. Der offene Ozean, ohne alle Hindernisse und mit einem reichen Nahrungsangebot, ist ein hervorragendes Medium für die Entwicklung derart riesiger, langlebiger und intelligenter Tiere, ein Milieu,

in dem Kommunikation und Geselligkeit an die Stelle materieller Kultur treten. Es sind ungebundene Wesen, frei von Hypothesen und fossilen Brennstoffen, nicht von Grenzen oder Bedürfnissen eingeengt, zufrieden damit, einfach zu singen und zu schlafen, zu fressen und zu sterben.

Wir haben fast die ganze Menschheitsgeschichte gebraucht, um dem Wal nahezukommen; erst in den letzten paar Jahrzehnten haben wir eine Ahnung davon gewonnen, was Wale in Wirklichkeit sein könnten. Im Rückblick wird dies einmal als bemerkenswerte historische Wende erscheinen: dass ein Jahrhundert, an dessen Anfang Wale aktiv gejagt wurden, sie am Ende passiv beobachtete. Auch Tiere haben eine Geschichte – obgleich wir davon nur einen winzigen Ausschnitt kennen können –, und seit die moderne Wissenschaft die Wale entmystifiziert und zugleich ihre wahren Wunder enthüllt hat, hat sich unsere Einstellung zu ihnen geändert. Seit wir sie in Nahaufnahmen sehen und sie, vermittelt über Fotos, Filme und Fernsehen, praktisch Teil unseres öffentlichen Diskurses geworden sind.

Für die moderne Welt ist der Wal ein Symbol der Unschuld in einer Zeit der Bedrohung. Er ist ein Tier aus der Schöpfungsgeschichte, ein »Mythos des fünften Morgens«, wie es in einem Gedicht von Mary Oliver heißt<sup>22</sup>, kindlich und anklagend zugleich. Vergangene Zeiten dagegen sahen eine Gefahr in dem großen Fisch, der Jona verschlang oder an dem Sindbad anlegte, einem gigantischen Wal, »auf welchem sich der Sand abgelagert hat, sodass seit langer Zeit Bäume auf ihm gewachsen sind und er einer Insel gleicht«<sup>23</sup>. Der antike Schriftsteller Lukian erzählt von einem 1500 Stadien langen Wal, dessen Bauch ganze Völkerschaften enthielt und Menschen, die meinten, gestorben zu sein, nachdem sie schon viele Jahre verschlungen waren.<sup>24</sup> Das Ungetüm, das Andromeda angriff und von Perseus getötet wurde, hielt man für einen Wal. Von Poseidon gesandt, sollte diese Keto (oder Ketos, lateinisch

Cetus) die Tochter des Aithiopenkönigs verschlingen, wurde jedoch durch das von Perseus hochgeholtene Medusenhaupt versteinert – ein Himmelsmythos, der jeden Herbst neu aufgeführt wird, wenn das Sternbild des Walfischs am südlichen Horizont aufsteigt.



D. H. Lawrence stellte zwar die Behauptung auf: »Jesus, der Erlöser, war Cetus, der Leviathan. Und all die Christen seine kleinen Fische.«<sup>25</sup> Dennoch war der Wal für die Christenheit das Inbild des apokalyptischen Tiers. Im 16. Jahrhundert schrieb der metaphysische Dichter John Donne über einen ungeheuerlichen Fisch, seine Rippen seien Säulen und sein hochgewölbter Rücken aus stahlhartter Haut unempfindlich gegen Blitze<sup>26</sup>, während einen Kontinent weiter die Indianer im Nordwesten der Neuen Welt glaubten, dass die mächtigen Wellen, die ihre Dörfer davontrugen, von Kämpfen zwischen Donnervögeln und Walen aufgewühlt wurden. In der indischen Version der Sintflut erscheint Vishnu erstmals als Avatar in Gestalt eines gehörnten Riesenfisches, der Manu und seine Arche in Sicherheit bringt, und die Anhänger des Islams behaupten, dass zehn Tiere ins Paradies eingehen werden, darunter der Wal, der Jona verschlang. Alle diese Vorstellungen jedoch werden heute von einem einzigen großen Bild überstrahlt, dem Wal in seiner berühmtesten Inkarnation: Moby Dick.

Weiter sprach der Engel des Herrn zu ihr: Du bist schwanger, du wirst einen Sohn gebären und ihn Ismael nennen; denn der Herr hat auf dich gehört in deinem Leid. Er wird ein Mensch sein wie ein Wildesel. Seine Hand gegen alle, die Hände aller gegen ihn! Allen seinen Brüdern setzt er sich vors Gesicht. (Genesis 16, 11 f.)

Wie viele vor mir fand ich Herman Melvilles Buch in seiner geballten Wucht schwer zu lesen. Sein Umfang, in jeder Hinsicht, sein hoher Anspruch überforderten mich. Es war so unbegreiflich wie der Wal selbst. Im Lauf der Jahre griff ich gelegentlich danach und ließ mich hineinziehen, bis meine Aufmerksamkeit wieder abschweifte. Doch nach meinem ersten Besuch in Neuengland nahm ich es mir abermals vor, und wie ich auf einmal in der Lage war, Wale zu sehen, so war ich auch in der Lage, *Moby-Dick* zu lesen.

Vielleicht lag es an der Labsal, die mir die Lektüre von *Billy Budd, Sailor, & Other Stories* während der endlosen Stunden eines Transatlantikfluges bereitete, in denen meine Augen einfach nicht geschlossen bleiben wollten, obwohl die Lichter in der Kabine gelöscht und alle anderen um mich herum in die Kokons ihrer dünnen Airline-Decken gehüllt waren. Die vergilbten Seiten einer Penguin-Ausgabe aus den 1970er-Jahren – gekauft, als ich noch in London Englische Literatur studierte – wirkten irgendwie tröstlich mit ihren Schilderungen des Reisens in weniger beengten Zeiten, vor allem die traurige Geschichte vom »Schönen Matrosen« Billy Budd, der unschuldig hingerichtet wird. Oder vielleicht war es das Rätsel des Autors selbst, das mich fesselte, eines Mannes, der den Lauf des Jahrhunderts, das er durchlebte, vorhersagte und doch an dessen Ende vergessen starb.

1851 erschienen, in der Jahrhundertmitte – vier Jahre nach *Wuthering Heights*, dem einzigen Roman, der mit seiner erzählerischen Kraft konkurrieren kann –, schöpfte *Moby-Dick* aus den Erfahrungen, die Melville selbst zehn Jahre zuvor auf einer Wal-

fangfahrt gemacht hatte. Das Buch setzt mit frappierender moderner Abruptheit ein, indem es mit dem suggestivsten ersten Satz, den ein Roman nur haben kann, über den Leser hereinbricht wie eine donnernde Brandungswelle:

#### NENNT MICH ISMAEL.

Nach dieser bewusst zweideutigen Aufforderung – ist dies der wirkliche Name unseres Helden oder lediglich eine bequeme Tarnung? – und seinen biblischen Anklängen folgen wir dem wurzellosen jungen Mann von Manhattan, wo er des Lebens so überdrüssig geworden ist, dass ihm der Sinn fast nach Mord, ja nach Selbstmord steht, in das Asyl seiner Wahl: auf die See. Von New Bedford aus segelt Ismael auf der Jagd nach Walen um die Welt. Seine Absichten sind poetisch wie prosaisch zugleich: »Weiterhin gehe ich darum stets als einfacher Seemann zur See«, bemerkt er trocken, »weil sie darauf bestehen, mich für meine Mühe zu entlohnern, wohingegen sie Passagieren, soweit ich gehört habe, nie auch nur einen einzigen Penny bezahlen.«<sup>27</sup>

Für seinen halb wahnsinnigen einbeinigen Kapitän Ahab hingegen ist die Fahrt der *Pequod* ein einziger großer Akt der Rache an einem ungeheuerlichen Pottwal, einer grauenerregenden bezahlten Ausgeburt der Tiefsee, nicht zu vergleichen mit den gemütlichen Bartenwalen der Küstengewässer. Dies ist die Bestie, die Ahab »entmastet« hat und die sich irgendwann auch den Rest von ihm holen wird. Selbst in diesem neuen industriellen Jahrhundert fürchtete der Mensch noch die Naturgewalten, und wie die wilde Heide von Yorkshire in Emily Brontës Buch selbst handlungstragend ist, so war der Wal für Melville das unselige Werkzeug des Schicksals. Nicht umsonst wird Ahab von dem verrückten Propheten Gabriel auf dem ihnen begegnenden Schiff *Jeroboam* gewarnt, der Weiße Wal sei »der fleischgewordene Gott der Shaker«<sup>28</sup>. Jona wurde von dem Wal verschont, um Gottes Werk zu verrichten;

Ahab wird vom Wirken des Teufels vernichtet. Nur Ismael überlebt als »eine weitere Waise«<sup>29</sup>, ein Symbol des Märtyrertums und der Wiedergeburt, denn man muss sein Leben verlieren, um es zu retten.

*Moby-Dick* übertrifft alle anderen Bücher, es ist in seiner Art einmalig. Mit seiner einleitenden Liste historischer Zitate zum Wal, zusammengetragen von Ismaels »Unter-Unterbibliothekar«, steht es von Anfang an neben sich und im Text geht es weiter mit exzentrischen Klassifizierungen, mit denen Melville seinen Gegenstand genauso zu fassen versucht, wie seine Jäger dies mit der Harpune taten. Durch Abschweifungen und Exkurse, mit denen er im Erzählen aus seiner eigenen Geschichte heraustritt, unterbricht Ismael den Leser fortwährend beinahe mutwillig und bombardiert ihn mit Buß- und Brandpredigten oder musikalischen Intermezzi, mit anatomischen Allegorien oder fast wollüstigen Abhandlungen über Walrat.

In einem Kapitel nach dem anderen bietet Melville immer neue welt- und walumspannende Legenden auf. Aus den Gestalten, denen er selbst begegnete, schafft er ein neues Geschlecht von Männern, die sich dem Walfang verschrieben haben, und eine neue Daseinsweise. Aus der schmierigen, schmutzigen Arbeit des Walfangs formt er ein leuchtendes Heldenatum. Dabei verschmilzt er seine Erfahrungen zur See mit seiner düsteren Weltsicht und dem Gegensatz von Gut und Böse und ergründet die Zukunft seiner Nation am Beispiel seiner unbefleckten und doch blasphemischen Schöpfung, als ob der Wal eine amerikanische Sibylle des neuen Zeitalters wäre.

Als ich es jetzt wieder zur Hand nahm, erkannte ich *Moby-Dick* als ein Buch, das durch den Wal mythische Qualität gewann, wie es seinerseits einen Mythos aus dem Wal gemacht hatte. Es ist die literarische Brille, durch die wir heute den Wal sehen, die Standardsicht auf alles, was nur irgendwie mit Walen zu tun hat – von Zei-

tungskarikaturen und Kinderbüchern zu Fish-and-Chips-Läden und Pornostars. Wenige hätten diesem exzentrischen Werk eine solche Karriere prophezeit, am wenigsten sein Autor. Nicht einmal die erste Auflage von *Moby-Dick* hat sich verkauft, zu Melvilles Lebzeiten wurde es fast vollständig ignoriert. Ein neues Jahrhundert musste kommen, bis seine Qualitäten erkannt wurden. 1920 erklärte Viola Meynell, »es zu lesen und zu verarbeiten ist die Krönung jedes Leserlebens«, und schrieb über seinen Verfasser: »Sein Ruhm mag noch begrenzt sein, ist aber nachhaltig, denn Melville zu kennen heißt, für alle Zeit von ihm geprägt zu werden.«<sup>30</sup> (Sie bemerkte auch, dass Ahab J. M. Barries Vorbild für Captain Hook war und der Weiße Wal sein Vorbild für das diesen verfolgende Krokodil mit dem tickenden Wecker im Bauch.) Zwei Jahre später schrieb D. H. Lawrence in seiner außergewöhnlichen Essaysammlung: »Er war Futurist, lange bevor der Futurismus die Farbe entdeckte ... ein Mystiker und Idealist«, Verfasser »eines der seltsamsten und schönsten Bücher der Welt«, das »sein Geheimnis und seinen gequälten Symbolismus zum Abschluss bringt«.<sup>31</sup>

*Moby-Dick* wurde nachträglich der große amerikanische Roman. Es wurde auch eine Art Bibel, ein Buch, von dem man nur zwei Seiten am Stück las, ein transzentaler Text. Wenn ich es lese, ist es immer wie zum ersten Mal. Beim U-Bahn-Fahren studiere ich meine Taschenbuchausgabe so konzentriert wie die verschleierte Frau neben mir ihren Koran. Tag für Tag werde ich daran erinnert, dass es ein Teil unserer kollektiven Vorstellungswelt ist: von Leitartiklern, die der Krieg gegen den Terror auf Ahab bringt, wie auch von der allgegenwärtigen Kaffeehauskette, benannt nach dem Ersten Steuermann der *Pequod*, Starbuck, wo Kunden ihren Kaffee zu einer Hintergrundmusik schlürfen, die von einem Großneffen des Autors stammt, Richard Melville Hall, gemeinhin Moby genannt.

Melvilles Weißen Wal ist weit entfernt vom niedlichen An-

thropomorphismus des lachenden Delfins und des Kunststücke machenden Schwertwals, von *Flipper* bis *Free Willy*, oder vom singenden Buckelwal und von der Kampagne »Rettet die Wale« – sie alle auf ihre Weise Ausdruck unserer Schuld. Mit seiner unheimlichen Gestalt und seiner gespenstischen Farbe steht Moby Dick, durch Ahabs Augen gesehen, vielmehr für den Leviathan der Apokalypse, einen Racheengel mit schiefem Maul, gespickt mit den Harpunen anderer gescheiterter Jäger. Dieser Wal könnte ebenso gut ein Drache wie ein reales Tier sein, mit Ahab als prospektivem Drachentöter.

Das Zeitalter des Walfangs brachte den Menschen in nahen Kontakt mit diesen Tieren, näher als je zuvor oder danach. Der Wal bedeutete Geld, Nahrung, Auskommen, Handel. Aber da Männer seinetwegen ihr Leben aufs Spiel setzten, bedeutete er auch etwas Dunkleres, Metaphysischeres. Der Wal war Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, alles in einem, an seinem Schicksal hing auch das Schicksal des Menschen. Er versprach Weltherrschaft, Reichtum und Macht, und gleichzeitig verkörperte er Tod und Verhängnis, wenn Männer dem Ungetüm Auge in Auge begegneten, schwaches Boot gegen mächtige Fluke, und dabei nicht selten ums Leben kamen. Mehr als uns vielleicht klar ist, wurde die moderne Welt auf dem Rücken des Wals errichtet. Was in dem brutalsten Aufeinandertreffen von Mensch und Natur seit Anbeginn der Geschichte auf dem Spiel stand, war die Zukunft der Zivilisation. Und wie die Tiere die Begegnung fast mit dem Aussterben bezahlten, so müssen wir uns fragen, was sie uns seelisch gekostet hat. Wie konnte sich in so kurzer Zeit unser Bild vom Wal vollständig in sein Gegen teil verkehren?

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich diese gewaltigen Tiere vor der blauschwarzen Tiefe in mein Gesichtsfeld und wieder hinausschwimmen, dieselben Geschöpfe, die Melvilles dubiosen Erzähler umtrieben: »... und inmitten der wilden Hirngespinsten, wel-

che mich zu meinem Vorhaben drängten, trieben sie in meine innerste Seele, Paar für Paar, eine endlose Prozession von Walen«.<sup>32</sup> Auf meiner eigenen Reise ins Ungewisse wollte ich herausfinden, warum auch ich mich vom Wal verfolgt fühle, vom unglücklichen Ausdruck im Gesicht des Belugas, von der schlaffen Flosse des Schwertwals, von Bildern, die sich in meinem Kopf festgesetzt hatten. Wie Ismael zog es mich zur See zurück, bang vor dem, was sie barg, aber auch unwiderstehlich angezogen.